

Kontakt hautnah

Fotos: PR



Die Anziehungskraft von Musik jungen Menschen zu vermitteln – das ist eines der Ziele, mit dem das Projekt **„Rhapsody in School“** seit nunmehr über zwei Jahren mehr als 6.000 Kinder und Jugendliche erreicht hat. Christoph Vratz hat sich auf Spurensuche begeben.

Auf Tuchfühlung: Alban Gerhardt umringt von jungen Fans.

Es hat etwas von Wundertüte. In Wirklichkeit sind es gleich vier. Vier Taschen, und jedes Kind im Raum ahnt, was sich in ihnen verbirgt. Aber niemand hat so wirklich eine Vorstellung von dem, was gleich geschehen wird. Dorothee Oberlinger macht es spannend. Erst stellt sie ein paar allgemeine Fragen. „Wer von Euch spielt denn Blockflöte?“ Einige Finger schnellen in die Höhe.

Treffpunkt Asselbachschule im rheinischen Troisdorf. Knapp zwei Dutzend Drittklässler sind im Musikraum versammelt. Vierte Stunde. Das Fach, das gerade auf dem Programm steht, ist stundenplanfremd. Es nennt sich „Rhapsody in School“. Man könnte es auch als eine Musikstunde außerhalb des üblichen Lehrplans bezeichnen. „Rhapsody in School“ ist nicht an Altersstufen gebunden, auch nicht an Ländergrenzen oder Lehrpläne. Es hat keine festen Lernziele. Es soll Berührungängste lindern, Hemmschwellen abbauen. Die zentrale Hemmschwelle heißt dabei „Klassik“.

Die Spannung in Troisdorf steigt. Dass sich in den Taschen da vorne auf dem Pult die eine oder andere Blockflöte verbirgt, ahnt hier jeder. Erste Enttäuschung

macht sich breit, als Dorothee Oberlinger erklärt, dass sie nur einen kleinen Teil ihrer Flöten-Sammlung habe mitbringen können. „Knapp 60 Instrumente sind zu Hause geblieben.“ „Sechzig? Uff“, stöhnt eines der Mädchen. Das macht erstmal sprachlos. Kann jemand, der so viele Blockflöten besitzt, noch normal sein? „Mitgebracht habe ich für Euch etwa 20 Flöten.“ – Wieder machen unglaubliche Blicke die Runde. Es geht ans Auspacken. Oberlinger zaubert eine Flöte nach der nächsten aus ihren Taschen. Erst die „normalen Flöten, so wie Ihr sie kennt“. Dann werden die Instrumente immer kleiner. „Oh, ist die winzig.“ Das Staunen nimmt zu. Zwei der Jungen werden ungeduldig. „Wo ist denn die größte?“ – „Die kommt noch.“ – Nach einer Weile ist auch das längste Exemplar, knapp zwei Meter lang, zusammengebaut. Kollektives Gemurmel.

Es sind diese offenen Münder, diese großen Kinderaugen, dieses Staunen und das Gefühl, die ach so himmelsferne klassische Musik wieder herunter auf die Erde geholt und mitten in Schülerherzen gepflanzt zu haben, warum sich selbst bekannte Solisten immer wieder für „Rhapsody in School“ engagieren. „Es ist

auch eine große Portion Idealismus dabei“, bekennt Dorothee Oberlinger, „ich hoffe einfach, zumindest bei ein paar Kindern ein Feuer entfachen zu können, entweder dass sie sich überhaupt für Musik zu interessieren beginnen oder dass sie mit ihren Eltern mal ein Konzert besuchen oder vielleicht ein Instrument lernen wollen.“ Egal, welche bei „Rhapsody“ beteiligten Künstler man fragt, ob Lars Vogt, den Spiritus rector des Ganzen, oder den Cellisten Alban Gerhardt. Der Tenor ist bei allen ähnlich: Begeisterung wecken und gleichzeitig ein bisschen Zukunftssicherung in eigener Sache betreiben. Denn ohne Publikum taugt der beste Musiker nichts.

Die Idee zu „Rhapsody in School“ entstand über mehrere Jahre. Lars Vogt hatte immer wieder mal vor Schulklassen gespielt und von sich und seinem Alltag als Musiker erzählt – und sei dabei „eigentlich immer auf Interesse gestoßen“. Auch die Unverkrampttheit, mit der Simon Rattle den Umgang mit jungen Menschen sucht, um ihnen zu zeigen, dass „Musik gleichzeitig das Normalste und Wunderbarste der Welt“ sei, hat Vogt beeindruckt. Seine Grundüberlegung lautet: „Klassische Musik gehört immer weniger zu den

Fragen gibt es viele, Berührungsängste dafür nicht. Das haben Christian Tetzlaff, Herbert Schuch, Daniel Müller-Schott, Dorothee Oberlinger (v.o) und Lars Vogt am eigenen Leib erfahren können.

Dingen, die ein Kind in seiner Familie ganz selbstverständlich mitbekommt. Sie hat nur eine Chance, akzeptiert oder im Idealfall geliebt zu werden, wenn Kinder damit irgendwann, am besten aktiv, in Kontakt waren und selbst erlebt haben, was Musik bewirken kann: die Möglichkeit, die ganze Varianz menschlicher Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, alles was uns als Menschen ausmacht.“

Eines Tages wandte sich Lars Vogt mit diesen Gedanken an die Kulturstiftung des Bundes und unterbreitete dort seine Visionen. In der Kölner Kulturmanagerin Sabine von Imhoff fand er eine Wahlverwandte, die bereits ähnliche Gedanken gesponnen hatte. In der Tat, es war am Anfang ein bisschen Spinnerei, denn niemand konnte wissen, ob das Projekt wirklich zustande käme. Durch die Heimbacher Kontakte bei seinem Festival „Spannungen“ konnte Vogt in relativ kurzer Zeit eine Reihe von namhaften Kollegen für seine Idee gewinnen. Die Initiative sprach sich daraufhin sehr schnell unter den Musikern herum. Heute sind es über 60 Namen, die die Liste der „Rhapsody“-Infizierten schmücken, darunter Christian Tetzlaff, Lisa Batiashvili und Julia Fischer, Sharon Kam und Sabine Meyer, Emmanuel Pahud und François Leleux, Sol Gabetta, Johannes Moser und Daniel Müller-Schott, die Skride-Schwestern, das Minguet-Quartett und, seit neuestem, auch die ersten Vokal-

künstler, Christoph Prégardien und das Ensemble Singer Pur.

Natürlich sind einige dieser Musiker durch diverse Tätigkeiten an Hochschulen bereits pädagogisch vorgebildet. Aber wirklich von Bedeutung ist das nicht, betont Sabine von Imhoff: „Wichtig ist vor allem die Ausstrahlung und ob ein Musiker in der Lage ist, junge Menschen zu begeistern.“ Das Projekt versteht sich nicht als Konkurrenz zum normalen Musikunterricht. Gerade in der anfänglichen Umsetzung habe es Schulen gegeben, die ihre Skepsis unverhohlen mitteilten, frei nach dem Motto: „Blockflöte – wieso? Die nehmen wir doch ohnehin durch.“ Doch „Rhapsody in School“ will kein Lehrersersatz sein, sondern eine Art Bonbon. Nicht nur Schüler, alle Beteiligten sollen am Ende möglichst etwas mitnehmen: die Lehrer, aber auch die Musiker selbst. Dorothee Oberlinger bekennt nach ihrer Unterrichtsstunde, dass sie die Fragen der Schüler durchaus nachdenklich stimmen können. „Das führt dazu, dass man sich selbst auch ständig hinterfragt – und das halte ich für ganz wichtig. Kinder sind der beste Spiegel. Sie geben einem ein direktes und ehrliches Feedback. Höhepunkt für mich war einmal, dass mir die Lehrerin einer Klasse eine Woche nach der Veranstaltung ein Paket schickte mit rund 80 Briefen, in denen jeder Schüler seine Erfahrungen mit dieser Stunde aufgeschrieben hatte.“



Den Dank der Kinder haben die Künstler sicher – auch wenn die Blumen nur aus Papier sind.

Seit gut zwei Jahren läuft das Projekt auf vollen Touren. Derzeit stehen monatlich etwa fünf bis sechs Schulbesuche an, bundesweit. Sogar das Ausland ist inzwischen hellhörig geworden. Julia Fischer hatte im Februar ihren ersten Auftritt in einer Schule im südfranzösischen Toulouse; und mit dem Wiener Musikverein ist eine regelmäßige Kooperation in Planung. Obwohl die Künstler auf jedes Honorar verzichten, kostet das Projekt Geld. Die Logistik im Hintergrund arbeitet nicht für lau. Doch die Suche nach Sponsoren erweist sich als ein wenig zäh. Immerhin konnte mit dem Henle-Verlag vor kurzem ein renommierter Partner gewonnen werden. Doch einer allein reicht nicht.

„Wir kommen nun auf unserer Flöten-Reise nach Holland, zu einem Mann, der hieß Jacob van Eyck. Er war blind.“ Wenn Dorothee Oberlinger zu den Schülern spricht, schwingt immer ihre Leidenschaft mit. Sie referiert nicht, sondern erzählt Geschichten. „Dieser Mann hat die Lieder seiner Zeit – Songs, wie Ihr sie heute aus dem Radio kennt – einfach nachgespielt und sie teilweise ganz wild

so den Aufwand für alle Beteiligten in Grenzen zu halten. Auf diese Weise kamen mittlerweile Kontakte zu über 150 Schulen zustande, mehr als 6.000 Kinder haben einen der Rhapsody-Künstler bereits live erleben können. Dabei hat sich als sinnvoll erwiesen, wenn die Schüler bereits im Vorfeld Informationen über den jeweiligen Musiker sammeln, sich Fragen überlegen und auch das entsprechende Instrument ein bisschen mit in ihre Überlegungen einbeziehen.

Der Besuch selbst dauert in der Regel eine Doppel-Schulstunde, netto bleibt eine Zeitstunde. „In der letzten halben Stunde können die Musiker auch abseits des offiziellen Teils mit den Schülern in Kontakt kommen“, erzählt Sabine von Imhoff, „sei es fürs Autogrammegeben, Fotosmachen oder anderes.“ Die Klassenstärke schwankt von Fall zu Fall und ist auch von den Wünschen der Künstler abhängig. Einige möchten den bestehenden Klassenverbund nicht sprengen, andere verfahren nach der Devise: Wenn ich schon mal da bin, dann doch bitte gleich zwei Klassen. „Bei Pianisten bietet sich auch schon mal die Aula an, weil dort



Schüler mit großer Neugierde, aus sich heraus und ohne Vorurteile diesem Erlebnis entgegengefeiert haben.“ Was bei Popstars immer zieht, gilt zunehmend auch in der oft gescholtenen Klassik-Branche: Künstler zum Anfassen. Mit Musikern sprechen, ihnen mal hautnah auf die Finger schauen, in ihren Alltag hineinschnuppern – das sind einige der Punkte, die die Eigendynamik von „Rhapsody in School“ erklären helfen. Das mag populistisch klingen, ist es aber nicht. „Ist es verwegen, wenn Menschen, egal ob jung oder alt, mit einem Künstler sprechen möchten und sich an einem direkten Kontakt erfreuen?“

Die Fragerunde ist eröffnet. „Wie ist es, berühmt zu sein?“ „Berühmt“, das sei relativ, gibt Dorothee Oberlinger zu. „Haben Sie Lampenfieber vor einem Konzert?“ „Haben Sie lange gebraucht, um so viele Flöten zusammenzubekommen?“ „Wie viele Jahre haben Sie gebraucht, um so gut spielen zu können?“ Fragen über Fragen. Der Lohn? „Dass sich die Kinder hoffentlich noch mal an diese Begegnung erinnern werden.“ Bei höheren Klassen zeigen die Schulbesuche oft noch am gleichen Abend Wirkung: Wenn der ein oder andere Schüler sich entschließt, ins Konzert zu gehen. Mancher bringt sogar die Eltern gleich mit. Für nicht wenige von ihnen ist es das erste Mal. ■

Nicht selten schleppen die Kinder die Eltern ins Konzert

verziert. Er hat sich Variationen einfallen lassen, und Ihr sollt jetzt raten, worum es in den einzelnen Abschnitten geht.“ Sagt's und fängt an zu spielen. Nachher folgt die Auswertung. Peu à peu tastet sich die Flötistin vom Mittelalter bis in die Gegenwart vor. Als sie ein Werk von Louis Andriessen auf zwei Flöten gleichzeitig spielt, schlägt ihr zunächst stumme, dann wild artikulierte Bewunderung entgegen.

„Rhapsody in School“ ist nicht limitiert. Bewerben können sich im Grunde alle Schulen, in Ausnahmefällen auch Kindergärten. Ort und Zeit hängen immer ein bisschen davon ab, welcher Künstler gerade in welcher Stadt konzertiert, um

meistens der Flügel steht. Dann müssen wir schon mal ein bisschen bremsen, denn über hundert Schüler auf einen Schlag – das macht keinen Sinn. Schließlich steht der direkte Begegnungscharakter im Vordergrund.“

Inzwischen ist klar: Das Projekt konnte nur deshalb ein Erfolg werden, weil es unmissionarisch daherkommt. Zwangsbeglückung und Bekehrungseifer sind bei „Rhapsody in School“ unerwünscht. Die Künstler wissen längst: Ohne Brechstange erreicht man mehr. Für Dorothee Oberlinger sind es gerade die Jüngeren, bei denen sie eine „unverbrauchte Offenheit“ spürt. „Das habe ich auch am Beginn dieser Stunde gemerkt: dass die

Internet

www.rhapsody-in-school.de